

## Solidarität in Zeiten institutionalisierter Selbstbestimmung - Gedanken von halb drinnen und halb draußen

Rapetti, Nicoletta

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rapetti, N. (2019). Solidarität in Zeiten institutionalisierter Selbstbestimmung - Gedanken von halb drinnen und halb draußen. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 39(151), 79-89. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-77457-1>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Nicoletta Rapetti

## Solidarität in Zeiten institutionalisierter Selbstbestimmung – Gedanken von halb drinnen und halb draußen



Wenn Sie heute eine Veranstaltung zum Thema Behinderung oder Inklusion organisieren, dann erleben Sie vor allem eines: Anwesend ist nur die Zielgruppe selbst, und das auch nur partiell. Vielleicht kommen auch ein paar Fachpersonen oder kommunale Politiker vorbei, die sich bei dieser Thematik doch nicht drücken können, um die Veranstaltung vorzeitig durch den Verweis auf andere dringende Termine wieder zu verlassen. Sie diskutieren also in der berühmten Echokammer über die Missstände von Gleichstellung und hören dort den eindringlichen Hall einer immer wiederkehrenden Forderung: „Wir brauchen die Solidarität aller, wir können nicht immer wieder allein für uns kämpfen! Wo ist die Gesellschaft, deren Aufgabe Inklusion sein soll? Wo sind die Menschen ohne Behinderung? Wir brauchen sie, um Inklusion durchzusetzen, denn Inklusion funktioniert nur gesamtgesellschaftlich, mit allen Menschen!“

Diese Erfahrung ist natürlich kein Einzelphänomen, sie spiegelt vielmehr die Erfahrung aller als Minderheiten bezeichneten Ausgeschlossenen wider, die um Gleichstellung kämpfen. Dieser Beitrag denkt darüber nach, woran es liegen kann, dass Solidarität nur mühsam erreicht wird, dass man sich als Betroffene immer wieder nur in Echokammern findet, um gegen die eigene Ausschließung zu protestieren, dass sich doch ein jeder selbst der Nächste zu sein und das Fremde, das irritiert, eine ständige Gefahr zu bleiben scheint. Und dieses Nachdenken ist gewollt ein subjektives, das Nachdenken einer Person, die selbst behindert ist, die als Fachperson mit Behinderten arbeitet und die die eigenen Erfahrungen gezielt einsetzen möchte als Gegenstand der Reflexion von einem Standpunkt aus, der nie ganz in, aber auch nie ganz außerhalb der Gesellschaft liegt.

Im Folgenden wird bewusst der Ausdruck „behinderter Mensch“ gewählt anstelle der aktuelleren Formulierung „Mensch mit Behinderung“. Ich gehe dabei davon aus, dass Menschen behindert sind, weil sie behindert werden.

## Vom Kampf zur Selbstbestimmung per Gesetz

„Nichts über uns – ohne uns!“, in diesem einfachen Satz sammelt sich der Kern des Anliegens der Krüppelbewegung, die sich in Deutschland Anfang der 80er Jahre für die Selbstbestimmung der Menschen mit Behinderung einsetzte und damit praktisch die Mutter der Paradigmen „Integration“ und „Inklusion“ ist (vgl. Köbsell 2012). Mit dem „Krüppeltribunal“ fand 1981 ein erster Höhepunkt dieser Bewegung statt. Aus ganz Deutschland kamen behinderte Menschen in Düsseldorf zusammen, um ihre alltäglichen Diskriminierungen und menschenunwürdigen Erfahrungen öffentlich zu machen. Dieser Zusammenschluss war vorwiegend geprägt von Menschen mit körperlichen Einschränkungen, die vor allem durch öffentlichkeitswirksame Aktionen wie dieser Aufmerksamkeit erfuhr und von anderen bewegten Menschen Solidarität erhielten (vgl. ebd.).

Bis heute ist der Begriff der Selbstbestimmung das leitende Motiv engagierter behinderter Menschen, das es zu verteidigen und durchzusetzen gilt. Auf den Seiten des ISL e.V., der Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben, die mit ihren bundesweiten Zentren für Selbstbestimmtes Leben nach dem amerikanischen Vorbild „independent living“ aus der Krüppelbewegung hervorging, findet sich folgende Begriffsklärung:

„Selbstbestimmtes Leben ist [...] die „Kontrolle über das eigene Leben, die auf der Wahl von akzeptablen Möglichkeiten basiert“. In dieser Begriffsbestimmung sind einige (Heraus-)Forderungen sowohl an die Behindertenarbeit und -politik als auch an die behinderten Menschen selbst enthalten. Diese schlagen sich in den folgenden sechs Grundsätzen der internationalen Selbstbestimmt Leben Bewegung nieder:

- Anti-Diskriminierung und Gleichstellungsgesetze für behinderte Menschen
- Entmedizinisierung von Behinderung
- Nicht-Aussonderung und größtmögliche Integration in das Leben der Gemeinde
- Größtmögliche Kontrolle über die eigenen Organisationen
- Größtmögliche Kontrolle über die Dienstleistungen für Behinderte
- Peer Counseling und Peer Support als Schlüssel zur Ermächtigung Behinderter“ (ISL e.V. 2018)

Die Krüppelbewegung war eine der letzten Bewegungen, die sich im Sog der 60er Jahre bildete, um gegen die Ausschließung behinderter Menschen vorzugehen. Dieser Fakt alleine lässt Raum für Spekulationen darüber, weshalb sie erst in den 80er Jahren Fahrt aufnahm, als andere Bewegungen ihre Höhepunkte schon längst hinter sich hatten. Zum einen zeigt uns diese Verzögerung, wie verhärtet der Ausschluss von behinderten Menschen in der Gesellschaft war und ist. Zum anderen haben jene behinderten Menschen wohl die Zeit gebraucht, um überhaupt zusammenzufinden und sich zu formieren. Denn Behinderung ist ein Phänomen, das schon an sich

vereinzelt auftritt. Man wird mit einer Behinderung geboren oder „erwirbt“ sie im Laufe des Lebens, wie es so schön heißt, und ist damit erstmal allein, allein unter vielen anderen, die besser an die Welt, wie sie ist, angepasst zu sein scheinen oder die zumindest weniger offensichtlich auf Unterstützung im Alltag angewiesen sind. Natürlich ist es eben jene Welt und sind es die Bedingungen, die kaum auf einzelne Individuen und ihre Bedürfnisse angepasst sind, doch es bleibt die Schwierigkeit des behinderten Menschen, es bleibt seine Alltagspraxis und sein wesentliches Erleben, ein schwer greifbares Gefühl, nicht ganz in etwas hineinzupassen.

Was ist nun seit der Krüppelbewegung geschehen und wo sind sie hin, die bewegten Menschen von damals? Einige Forderungen der damaligen Bewegung haben Gehör gefunden und sich in ganzen komplexen Gesetzessammlungen wie etwa der UN-Behindertenrechtskonvention niedergeschlagen. Aus der Bewegung entstanden Verbände und Netzwerke, eigene Forschungseinrichtungen und Selbstvertretungsorganisationen, einzelne Protagonisten gingen ein in die Politik (vgl. Köbsell 2012: 55ff.).

Es gibt eine Unmenge an Sonderregelungen und Unterstützungsangeboten für behinderte Menschen, die sich quer durch das gesamte Sozialgesetzbuch ziehen und nun zumindest mit Einführung des Bundesteilhabegesetzes gebündelt in ein Gesetz, das SGB IX, übergehen sollen. Dennoch ist es zum Normalfall geworden, dass nahezu jede dieser Sonderleistungen erst durch ein Widerspruchs- oder sogar Klageverfahren erhalten wird. Es gibt Einstellungsquoten und finanzielle Förderprogramme für behinderte Menschen, dennoch sind überdurchschnittlich viele von ihnen arbeitslos und ein erheblicher Teil ist von Langzeitarbeitslosigkeit bedroht. Behinderte Jugendliche und junge Erwachsene finden ihren ersten Arbeitsplatz anders als Nichtbehinderte, nämlich vorwiegend durch persönliche Kontakte und nur wenig durch Stellenausschreibungen und herkömmliche Bewerbungsverfahren (vgl. Aktion Mensch 2017: 56). Zwar steige die Quote der behinderten Menschen, die einer Beschäftigung nachgehen, doch dies könne auch auf die gute Arbeitsmarktlage und den andauernden Fachkräftemangel zurückgeführt werden (vgl. ebd.: 58). Wenn behinderte Menschen in Medien sichtbar werden, ist das zumeist aufgrund ihrer Behinderung selbst und auch in Bildungseinrichtungen sind die sogenannten „I-Kinder“ noch lange kein Normalfall, sondern vielmehr der Sonderfall, über dessen Annahme jede Schule selbst entscheiden kann.

Natürlich, Vieles hat sich geändert, durch die Krüppelbewegung und ihre Auswirkungen haben behinderte Menschen heute bereits wesentlich mehr an Bewegungsfreiraum gewonnen, denn einige ihrer Wünsche sind zu ihren Rechten geworden. Doch genau das ist, so widersprüchlich es scheint, ein Konflikt. Rechte und Gesetze sind auf ihre institutionalisierte Art und Weise höchst hinderlich für das Entstehen

von Solidarität, wo sie auf der anderen Seite zwingend erforderlich ist, um diese Gesetze mit Leben zu füllen und eine Gesellschaft tatsächlich zu wandeln.

Gesetze für bestimmte Zielgruppen vermitteln nach außen vor allem eines: dass es Sonderregelungen qua Gruppenzugehörigkeit in der Gesellschaft gibt, dass es Menschen gibt, die allgemeine Regelungen nicht einhalten müssen, die in sämtlichen Bereichen des Lebens besonders gefördert werden und für die sich immer und stets ein Sonderweg finden lässt nur allein durch die Erwähnung des Etiketts „behindert“. „Es gibt doch schon so viel Hilfe und Förderung“, ist eine der häufigsten Ansichten von nichtbehinderten Menschen, wenn sie auf die Situation von Behinderten reagieren. Was sie dabei nicht wahrnehmen, ist, dass Gesetze zwar eine Basis für die Gleichstellung aller schaffen, aber zugleich den einzelnen Menschen auf seine Vereinzelung zurückwerfen. Die eigenen Rechte fliegen niemandem zu, sie müssen vielmehr selbst erarbeitet werden, es muss Wissen über sie bestehen und sie müssen eingefordert werden, und das teilweise sehr rabiät und vor allem allein. Besondere Anforderungen an die Umwelt etwa, bauliche Anforderungen aufgrund von Barrierefreiheit, sind immer wieder ein lästiges Unterfangen, sie verzögern Prozesse, kosten Geld und werden doch nur von wenigen benötigt. Auf sie hinzuweisen ist ebenso unangenehm, wie es zur Unbeliebtheit dessen beiträgt, der hinweist. Doch auf der anderen Seite muss eine Masse stehen, die diese Notwendigkeit von Veränderungen anerkennt und gemeinsam umsetzt.

Behinderte Menschen, die auf Unterstützung angewiesen sind und sich nicht abbringen lassen wollen von ihrer Idee von Selbstbestimmung, werden im institutionalisierten Kampf um die eigenen Rechte oftmals zu Einzelkämpfern par excellence, was sie für ihre Umwelt nicht unbedingt zu Sympathieträgern macht. Und wenn sie nicht zu Einzelkämpfern werden, aber doch noch nicht den Weg gefunden haben, um sich politisch zu verbünden, dann gehen sie einfach unter als einer der vielen Teile der öffentlich nicht sichtbaren Masse der Behinderten. Von außen tut Solidarität hier kaum Not, denn es scheint ja so, als gäbe es unendlich viele Unterstützungsmöglichkeiten und jene, die an ihnen nicht teilhaben können, die sieht man einfach nicht.

### Betroffenheit als Kriterium der Ermächtigung

Ein Mittel gegen diese Tendenz von Gesetzen zur Gleichstellung sah die Krüppelbewegung im Erlangen größtmöglicher Kontrolle über die eigenen Organisationen, Dienstleistungen und den Ausbau von Peer-Beratungsstellen, also von Beratungsangeboten von Betroffenen für Betroffene (vgl. ISL e.V. 2018). Was ist mit diesen Mitteln geworden und wo steht der ISL mit seinen Forderungen heute?

Die letzte große rechtliche Reform, die behinderte Menschen betrifft, ist aktuell noch in der Umsetzung. Das Behindertengleichstellungsgesetz (BTHG) – in seiner Entstehung von vielen Verbänden stark kritisiert aufgrund vor allem seiner berühmt gewordenen 3-aus-5-Klausel und gefeiert aufgrund der Erhöhung der anzurechnenden Vermögensgrenze für Behinderte – hat tatsächlich den Ausbau von sogenanntem Peer Counseling forciert, dies allerdings auf eher eigenwillige Art und Weise. Was man scheinbar erreichen wollte, war auch der durch den ISL geforderte Ausbau von Peer Beratungsstellen, also unabhängigen Beratungsstellen, in denen behinderte Menschen andere behinderte Menschen beraten und begleiten. Was man tat, war etwa 58 Mio. € jährlich an Bundesmitteln für diesen Ausbau abzustellen und im Jahr 2017 eine bundesweite Ausschreibung zu eröffnen, ohne zu prüfen, wie hoch der Bedarf an solchen Stellen ist, wo man sie benötigt und was bereits vorhanden ist.

Was daraufhin geschah, war, dass sich viele der großen Träger, die man eigentlich nicht fördern wollte, da sie kaum als unabhängig gelten können, als „Ergänzende unabhängige Teilhabeberatungsstellen“ (EUTB) bewarben und oftmals auch den Zuschlag erhielten, da sie überhaupt erst die räumlichen Möglichkeiten mitbrachten, die vom Bund nicht gefördert wurden, ebenso wie die fachlichen Kompetenzen und Kapazitäten, um sich auf eine solche Ausschreibung zu bewerben.

Auch an dieser Stelle wird ein nichtbehinderter Mensch dazu verführt, sich zu fragen, weshalb der Ausbau solcher Beratungsstellen kritisch zu sehen ist. Ist es nicht gut, so viel Beratungsangebote zu erhalten? An sich ist es das natürlich, und so ist auch die Reaktion des ISL, der sich in all den letzten Jahren vor allem damit befasst, an Einfluss zu gewinnen, was sich immer auch abschwächend auf die Äußerung von Kritik auswirkt. So ist er ISL auch im Prozess dieses Ausbaus maßgeblich beteiligt, besetzt die Fachstelle der Teilhabeberatung und bildet Betroffene zu Peerberatern aus. Der ISL bemängelt vor allem, dass viele der großen Träger Zuschläge erhielten und dass viele der eingestellten Peerberater vor allem keine Peers, also behinderte Menschen, seien. Teilweise wüssten einige von ihnen nicht einmal, was Peer bedeute, wie das bifos (Bildungs- und Forschungsinstitut zum selbstbestimmten Leben Behinderter) auf der Mitgliederversammlung des ISL im Mai 2018 berichtete.

Einige der großen Träger hatten es scheinbar für nicht allzu wichtig befunden, dem Peergedanken bei ihren Stellenausschreibungen erhöhte Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Dadurch werden praktisch zwei wichtige Kriterien der Selbstbestimmung behinderter Menschen, nämlich die Unabhängigkeit der Beratungsstellen und die Kontrolle über Beratung und Dienstleistung durch Betroffene, unter dem Anschein größtmöglicher Unterstützung zumindest teilweise un-

terlaufen und außer Kraft gesetzt. Zudem dürfen die EUTB-Stellen ausdrücklich keine Rechtsberatung durchführen, was bedeutet, dass sie weder eine Meinung zu einem rechtskräftigen Bescheid äußern noch ein Widerspruchsverfahren begleiten können, was ihre Handlungsfähigkeit stark einschränkt. Dennoch können die neuen EUTBs eine Konkurrenz zu den bereits vorhandenen, unabhängigen und selbstständigen Beratungsstrukturen, insbesondere den Zentren für Selbstbestimmtes Leben selbst, darstellen aufgrund ihrer finanziell sichereren Stellung, ihrer großen Vernetzung und ihrer institutionellen Einbettung, da teilweise auch dort EUTBs entstanden sind, wo bereits Peerberatungsstellen vorhanden waren, wie dies etwa in Heidelberg der Fall ist.

Man könnte schlussfolgern, dass der ISL als Interessenvertretung behinderter Menschen dabei ist, sein eigenständig arbeitendes Netzwerk von unabhängigen Unterstützungsstrukturen selbst einzudämmen, um Teil der Institutionalisierung zu werden und zu sein. Das ist der übliche Weg, wenn Forderungen sich etablieren und Gruppen feste Bestandteile eines Systems werden, dass sie zuvor kritisiert haben. Vielleicht gilt es manchmal, einer scheinbaren Macht nicht nachzugeben und damit unabhängig zu bleiben, um frei nach Adorno möglichst wenig mitzumachen an den menschenfernen Strategien einer verwalteten Welt.

## Solidarität unter den Ausgeschlossenen

Wie steht es nun mit der Solidarität? Und wie steht es um sie innerhalb der „Behindertencommunity“? Wie kann es darum bestellt sein innerhalb einer Gruppe, die alles andere als homogen zu nennen ist und die sich erst dann findet, wenn sie sich explizit darum bemüht und dabei umso mehr mit den Barrieren der gegenseitigen Verständigung konfrontiert ist?

Das Bild der Krüppelbewegung war vorwiegend von Körperbehinderten bestimmt (vgl. Köbsell 2012: 13ff.). Eigene Hilfsstrukturen und Verbände für Blinde und Gehörlose bildeten sich bereits Anfang der 50er Jahre, während entsprechende Netzwerke von und für Menschen mit geistigen Beeinträchtigungen sich erst in den 80er Jahren einfanden (vgl. ebd.: 9ff.). Heute sind Verbände wie der ISL auf den ersten Blick recht vielfältig, und neben behinderungsübergreifenden Zusammenschlüssen bestehen ebenso behinderungsspezifische Organisationen. Doch wenn Sie in die Gemeinschaft der Behinderten Einblick erhalten, gestaltet sich ein Bild, dass vor allem durch eine hohe Unterschiedlichkeit der Beteiligten geprägt und nicht frei von Hierarchien, Machtungleichheiten und gegenseitigen Vorurteilen ist. So ist es bezeichnend, dass das Piktogramm für Behinderung eine Figur im Rollstuhl beschreibt. Wenn von Behinderung gesprochen wird, ist dabei

mehr als unklar, was gemeint ist. Unter Barrierefreiheit wird vielfach lediglich die Barrierefreiheit für Rollstuhlfahrer verstanden und auch diese nur unvollständig, denn an die Benutzung von E-Rollstühlen und deren Anforderungen wird zumeist nicht gedacht. Wenn Sie in Netzwerken, bestehend aus behinderten Menschen verschiedener Gruppen, sitzen, dann begegnet Ihnen immer wieder ein und dasselbe Phänomen: die nahezu völlige Abwesenheit von Menschen mit geistigen Einschränkungen oder Gehörlosigkeit. Bis heute sind es nach wie vor die Körperbehinderten, die als Sprachführer der Behindertengruppierungen fungieren.

Das kann mehrere Ursachen haben. Zum einen hat es natürlich schlicht etwas mit der Anzahl der Körperbehinderten im Vergleich zu anderen Behindertengruppen zu tun. Zum anderen wird hier sichtbar, dass es auch unter den Ausgeschlossenen jene gibt, die noch ausgeschlossener sind als andere. Hinzu kommt seit einigen Jahren die Gruppe der psychisch Behinderten, die massiv anwächst und vorwiegend noch immer damit beschäftigt ist, dass ihre Einschränkung als Behinderung anerkannt wird, um nicht ständigem Rechtfertigungszwang ausgeliefert zu sein. Die Unsichtbarkeit von Behinderung ist ein Konfliktfeld gerade innerhalb der Behindertengemeinschaft selbst. So werden die einen darum beneidet, dass sie nicht mehr um Anerkennung kämpfen müssen, da man ihnen die Behinderung direkt ansieht, während die anderen stets die Möglichkeit haben, auf die verführerische Strategie der Täuschung zurückzugreifen und als nichtbehindert aufzutreten. Natürlich sind beide Annahmen zu kurz gegriffen, denn eine Täuschung geht nie lange gut und führt vor allem dazu, die eigenen Grenzen für die Kompensation von Missständen maßlos zu überschreiten, während auch eine sichtbare Behinderung allein uns nicht sagen kann, was sie konkret im Alltag bedeutet.

Doch gerade im Ringen um politische Aufmerksamkeit ist der Faktor der Sichtbarkeit einer Behinderung wichtig. So kann es passieren, dass Sie von anderen Behinderten bezichtigt werden, gar nicht behindert zu sein und dennoch über Behinderte zu sprechen, wenn Ihre Einschränkung eben keine offensichtliche ist. Hier kommen wir zum grundlegenden Bedürfnis der Behindertengruppen, dass im Sinne der Ermächtigung nur Behinderte für Behinderte sprechen dürfen und sollen. Dieses Bedürfnis bringt allerdings die Notwendigkeit mit sich zu differenzieren und selbst die Grenze zwischen sich und der nichtbehinderten Welt zu ziehen. Doch so gelangt man schnell zu der Frage, wo Behinderung anfängt, wo sie aufhört und wer nun behindert genug ist, um das Wort für die Gruppe der Behinderten zu erheben.

Was wie ein unlösbarer Widerspruch wirkt, gehört tatsächlich untrennbar zusammen. Im Ringen um die Anerkennung als normales Wesen wird sich unterschieden und hervorgehoben, denn jene Normalität kann nur durch die

Anerkennung der eigenen Bedürfnisse erreicht werden, und diese Anerkennung gibt es bisher nur für den Preis des Etiketts und der Selbststigmatisierung.

Was all die verschiedenen Gruppen von Behinderten letztlich eint, ist eine gemeinsame essentielle Erfahrung, ebenjene Erfahrung der Ausschließung, die gebunden ist an einen Körper, einen Geist, eine Seele. Innerhalb der Ausgeschlossenen weiß man vor allem eines, nämlich dass der sogenannte Abweichende entgegen allen Annahmen eben doch nur normal ist. Oder wie Erwing Goffman es formuliert: „Selbst wo ein Individuum ganz anormale Gefühle und Überzeugungen hat, hat es wahrscheinlich ganz normale Sorgen und verwendet ganz normale Strategien, diese Anomalien vor anderen geheimzuhalten“ (2016: 161f.).

### Eine solidarische Wissenschaft?

Unter Betroffenen ist man also solidarisch. Doch ist da noch mehr? In der Vorarbeit dieses Artikels habe ich mich gefragt, ob es denn auch Fachpersonen gäbe, nichtbehinderte Menschen der Wissenschaft, die sich solidarisch geben? Kann es das geben in Zeiten des wissenschaftlichen Objektivitäts-Fetischismus? Bedeutet Solidarität nicht Bewertung und Positionierung und damit den Verlust von Abstand und kühler Wissenschaftlichkeit?

Ich habe großen Anteil genommen an Michael Winklers Kritik der Inklusion (2018) und dachte, ihn und seine reflektierte Auseinandersetzung zum Thema könnte man als solidarisch begreifen. Winkler kritisiert die Praxis der Inklusion aus durchaus nachvollziehbaren Gründen, da wir innerhalb einer individualisierten Welt lebten, die auch das Projekt der Inklusion individualistisch behandle, was zum Scheitern verurteilt sei, wenn man Inklusion als Gemeinschaftsaufgabe verstehe (vgl. ebd.). Und sicher nicht gewollt zeigt gerade er uns schließlich am Ende seiner Auseinandersetzung die Grenzen zwischen dem theoretischen Analysieren einer Situation und dem eigenen Denken, Fühlen, Handeln, Sein, dem Erleben von etwas auf, indem er über Folgendes sinniert:

„Nicht die Kälte sozialtechnologischer und sozialpolitischer Verordnung, sondern die Zuwendung zum anderen, die Teilnahme am wirklichen Leben entscheiden. Wie banal dieses auch sein mag. Aber muss man sich nicht doch eingestehen, wie es verblüfft und begeistert, berührt und dann doch anregt, wenn ein als behindert bezeichnetes Kind völlig selbstverständlich mit anderen Kindern spielt, sogar eine Kreativität in die ganze Gruppe bringt, die einen erst begreifen lässt, dass Formeln falsch klingen, die von Verhaltensoriginalität sprechen? Warum ist man ein wenig über sich selbst verwundert, dass man Vorbehalte hat?“ (ebd.: 167).

Warum hat er Vorbehalte, was sagt er uns mit seiner Verwunderung? Trotz seiner Reflexionen und theoretischen Analysen wundert er sich am Ende über dieses

behinderte Kind, was immer es hat, und fragt sich, wie es sein kann, dass genau dieses Kind selbstverständlich mit normalen Kindern spielt. Und schnell hebt er die Besonderheit dieses Kindes hervor, die Kreativität, die es in die Gruppe bringe. Dabei ist die Kreativität dieses Kindes möglicherweise vielmehr ein Produkt des Nachdenkenden selbst, der voraussetzt, dass es in jedem Fall besondere Fähigkeiten benötige, um selbstverständlich mit den Kindern zu spielen bei all der Andersheit, die es doch an sich hat. Es erfolgt erst eine Abwertung des Kindes, die kurz durch das Wort „selbstverständlich“ unterbrochen wird, die für einen kurzen Augenblick aufgehoben ist, wahrscheinlich durch eine Irritation. Und schließlich erfolgt die Aufwertung. Ich möchte diesen Gedankengang nachzeichnen, wie er verlaufen sein könnte, um ihn zu verdeutlichen:

Er denkt an dieses eine behinderte Kind, es wird hervorgehoben, es sticht heraus aus der Masse, es ist eindeutig mehr anders als andere. Er fragt sich, wie es mit den anderen denn spielen könne, wenn es doch so mehr anders ist als sie. Doch es spielt mit den anderen, einfach so, ganz selbstverständlich. Er hat etwas falsch eingeschätzt, er ist irritiert, er muss also umdenken. Aber dieses Kind ist doch so anders, es muss besondere Fähigkeiten haben, um diese Andersheit auszugleichen, um eine Brücke zwischen sich und den anderen zu schlagen. Es ist besonders kreativ, es ist also ein ganz besonderes Kind.

Was hier sichtbar wird, ist ein tiefliegender Glaube daran, dass behinderten Menschen eine besondere Andersheit anhaftet, und dieser Glaube ist offensichtlich nicht durch bloßes Denken aufzubrechen, so qualitativ hochwertig dieses Denken auch sein mag. Dieses Kind ist einfach nur ein Kind, nicht mehr oder weniger besonders als andere Kinder, doch es hat scheinbar nicht die Berechtigung, mit den anderen Kindern auf ein und derselben Ebene zu stehen.

Dasselbe Phänomen eines Glaubens, dass ein behinderter Mensch sehr anders sein müsse als ein nichtbehinderter Mensch, findet sich immer wieder in sogenannten Selbsterfahrungstrainings. In diesen Trainings nehmen nichtbehinderte Menschen für einen Tag die Perspektive eines Behinderten ein, indem sie z.B. in einem Rollstuhl oder mit einer Simulationsbrille durch die Stadt fahren bzw. gehen. Vielen Teilnehmenden ist es unangenehm, diese Rolle einzunehmen. Es sei ihnen unangenehm gegenüber denjenigen, die wirklich betroffen seien, denn sie selbst würden diese Rolle ja nur spielen, sie seien ja nicht so. Vielmehr wird es kaum einen behinderten Menschen geben, dem es unangenehm wäre, wenn ein nichtbehinderter Mensch versucht, ernsthaft dessen Perspektive einzunehmen. Daraus könnte hervorgehen, dass es für einige nichtbehinderte Menschen wichtig ist, die Trennung zwischen sich und einem behinderten Menschen aufrechtzuerhalten, und das im Verweis auf eine angenommene Meinung dieses Behinderten,

die so wahrscheinlich kaum existiert. Die Trennung, die aufrechterhalten werden muss, scheint das an sich Entscheidende in dieser Argumentation zu sein.

Vielleicht bedeutet solidarisch sein nicht mehr, als selbst stehen zu bleiben, wenn ein Mensch es wagt, sich zu einem und mit einem auf die gleiche Ebene zu stellen. Andere Menschen abzuwerten und dann wieder aufzuwerten verweist auf eine Machtdynamik, die von Ungleichheit durchzogen ist. Weder das eine noch das andere zu tun, würde bedeuten, auf die Dominanz zu verzichten, die aus der eigenen Position in der Gesellschaft hervorgeht. Doch warum sollte man das tun? Vielleicht, weil es Befreiung ist, Befreiung aus einem Geflecht des Terrors der Anpassung und des gegenseitigen Misstrauens. Solidarität wäre dann das Wagnis, sich auf eine Ebene mit jenen zu begeben, die ausgeschlossen sind, oder das Wagnis, schlicht auf der Ebene zu bleiben, auf der sie einem begegnen.

### Norm ist nur angestrebter Schein

Ein Beitrag wie dieser ist letztlich immer als ein Versuch zu verstehen. Verstehen wollen ist das grundlegende Bedürfnis jener, die Ausschluss am eigenen Leib erfahren haben, ob Hannah Arendt (vgl. 2005) oder Jean Améry (vgl. 1980), die dieses Anliegen in ihren Arbeiten klar selbst benannten, die ihn fühlen und durch theoretische Analysen doch nicht greifen können. Natürlich wurden beide nicht aufgrund von Behinderung ausgeschlossen, sondern aufgrund ihres Jüdisch-Seins, doch die Mechanismen des Ausschlusses bleiben überall dieselben. Am Ende aller Theorie bleibt immer wieder die Frage, wie es sein kann, dass Menschen andere Menschen unterdrücken, ausgrenzen oder sogar vernichten. Es bleibt ein tiefes Unverständnis, dass nicht durch Denken allein gelöst werden kann, denn auch der erlebte Ausschluss wurde nicht gedacht, sondern gespürt und gelebt mit allen Fasern des eigenen Seins.

Dass Ausschluss nicht mehr passiere, das ist das Anliegen der Debatten um Inklusion. Doch Ausschluss und Ausgrenzung sind, wie Goffman durch seine Untersuchungen schlussfolgert (vgl. 2016), menschliche Verhaltensweisen, die immer und überall vorkommen. Einschluss kann demnach nicht die Lösung sein für ein übliches menschliches Verhalten. Ausschluss kann nur dort aufgebrochen werden, wo der Einzelne sich verbündet mit anderen Ausgeschlossenen und über die Grenzen der je selbst praktizierten Ausgrenzungen hinaus. Solidarität mit jenen, die im Inneren des Geschehens stehen, kann nicht erzwungen werden. Sie benötigt eine gemeinsame Basis, einen Boden, auf dem Ausgeschlossene und Eingeschlossene sich begegnen. Eingeschlossene sind diejenigen, die inmitten der Gesellschaft stehen und die noch nicht bemerkt haben, dass auch sie nur dort

stehen, weil sie sich einem erheblichen Normalitätsdruck unterwerfen, an welchem jene Ausgeschlossenen in irgendeiner Weise gescheitert sind. Solidarisch können sie nur dann sein, wenn sie bemerken, dass der andere, um den es geht, kein anderer ist, sondern dass der andere nur das Spiegelbild jener Person ist, die man wäre, würde man die eigene Anpassungsleistung verweigern. Und wenn wir uns fragen, wie man einen behinderten Menschen behandeln sollte, dann benötigen wir dafür keine ausgearbeiteten Theorien, keine ausschweifende Pädagogik – diese können uns lediglich etwas über die Prozesse von Ausschließung sagen –, sondern sollten uns schlicht in Gedanken an einen verkürzten, aber alltagstauglichen Kant die Frage stellen, wie wir selbst behandelt werden wollen. Der andere geht uns an, denn der andere sind wir selbst.

Dass der Behinderte zwingend ein Anderer ist, den wir nicht verstehen können ist die erste Annahme, die aus dem Denken der Gesellschaft weichen muss, bevor wir überhaupt Solidarität erwarten und von Begriffen wie Inklusion sprechen können. Und dafür braucht es wohl nach wie vor jene Ausgeschlossenen, die durch ihre Persönlichkeit das technologische Vorgehen durchbrechen, die irritieren, die eigenwillig die Angepasstheit immer wieder neu verweigern und jene dabei an der Hand nehmen, die sich aus den Konstrukten der Norm auch nicht allein freischwimmen können. Denn Anpassung betreibt jeder Mensch mit sich selbst und gegenüber einer Masse, die für jeden die Norm zu sein scheint.

### Literatur

- Aktion Mensch 2017: Inklusionsbarometer Arbeit 2017. Verfügbar unter: [https://www.aktion-mensch.de/dam/jcr.../AM\\_I-Barometer-2017\\_171127\\_bf.pdf](https://www.aktion-mensch.de/dam/jcr.../AM_I-Barometer-2017_171127_bf.pdf) [Zugriff am 16.12.2018]
- Améry, Jean 1980: Jenseits von Schuld und Sühne: Bewältigungsversuche eines Überwältigten. Stuttgart
- Arendt, Hannah 2005: Ich will verstehen: Selbstauskünfte zu Leben und Werk. München ISL e.V. 2018: Geschichte. Verfügbar unter: <http://www.isl-ev.de/index.php/verband-zentren/selbstbestimmt-leben-das-original-isl/48-selbstbestimmt-leben-das-original> [Zugriff am 16.12.2018]
- Goffman, Erving 2016: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a.M.
- Köbsell, Swantje 2012: Wegweiser Behindertenbewegung. Neues (Selbst-)Verständnis von Behinderung. Neu-Ulm
- Winkler, Michael 2018: Kritik der Inklusion. Am Ende eine(r) Illusion. Stuttgart

Nicoletta Rapetti, Am Steinberg 2, 13086 Berlin  
E-Mail: [n.rapetti@gmx.de](mailto:n.rapetti@gmx.de)